

AGNÈS MARTIN-LUGAND
Abschiedsküsse zählt man nicht

Buch

Diane hat vor drei Jahren einen schweren Schicksalsschlag hinnehmen müssen: Bei einem Autounfall verlor sie ihren Ehemann Colin und ihre dreijährige Tochter Clara. In ihrem Schmerz zog sie von Paris nach Irland, wo ihr verstorbener Mann Colin immer leben wollte. Sie hatte die Hoffnung, dort mit ihrer Trauer besser umgehen und ihrer kleinen Familie näher sein zu können – und tatsächlich half diese Reise Diane, wieder neuen Lebensmut zu schöpfen.

Seit ihrer Rückkehr aus Irland und der turbulenten Begegnung mit Edward ist Diane nun fest entschlossen, ihr Leben in Paris wieder aufzunehmen. Mithilfe ihres besten Freundes Felix stürzt sie sich zurück in die Arbeit in ihrem gemeinsamen literarischen Café *Glückliche Menschen lesen und trinken Kaffee*, und Diane scheint es tatsächlich zu gelingen, ihren inneren Frieden zu finden. Doch dann wird sie erneut von den Ereignissen der Vergangenheit eingeholt, und alles, was sie sich während ihrer Zeit in Irland so hart erkämpft hat, droht mit einem Mal wieder einzustürzen. Wird es Diane endlich schaffen, die Vergangenheit hinter sich zu lassen und nach vorne zu sehen? Und welche Rolle spielt Edward dabei?

Autorin

Agnès Martin-Lugand ist Psychologin und war sechs Jahre im Rahmen eines Kinderschutzprogramms tätig. Seit dem Riesenerfolg des Romans *Glückliche Menschen küssen auch im Regen*, der demnächst verfilmt wird, widmet sie sich nur noch dem Schreiben. Agnès Martin-Lugand lebt mit ihrem Mann und ihren zwei Söhnen in der Normandie. *Abschiedsküsse zählt man nicht* ist ihr zweiter Roman bei Blanvalet.

Von Agnès Martin-Lugand bei Blanvalet bereits erschienen:

Glückliche Menschen küssen auch im Regen

Abschiedsküsse zählt man nicht

Das kleine Atelier der Mademoiselle Iris

Besuchen Sie uns auch auf www.facebook.com/blanvalet und
www.twitter.com/BlanvaletVerlag

Agnès Martin-Lugand

ABSCHIEDSKÜSSE
ZÄHLT MAN NICHT

Roman

*Aus dem Französischen
von Doris Heinemann*

blanvalet

Die Originalausgabe erschien 2015 unter dem Titel
»La Vie est facile ne t'inquiète pas« bei Editions Michel Lafon, Paris.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns
diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand
zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Verlagsgruppe Random House FSC® Noor967

1. Auflage

Copyright der Originalausgabe © Michel Lafon Publishing 2015,

La Vie est facile ne t'inquiète pas

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2015 by Blanvalet

in der Verlagsgruppe Random House GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Redaktion: Alexandra Baisch

Umschlaggestaltung und -illustration: www.buerosued.de

JF · Herstellung: wag

Satz: Vornehm Mediengestaltung GmbH, München

Druck und Bindung: GGP Media, GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-7341-0526-5

www.blanvalet.de

Für meine drei Männer

*Ein normaler Trauerprozess endet keineswegs
mit dem Vergessen des Verstorbenen,
sondern mit der Fähigkeit, ihm in einer abgeschlossenen
Geschichte den ihm zukommenden Platz zu geben,
mit der Fähigkeit, sich wieder voll und ganz
den Tätigkeiten, den Plänen und Wünschen zu widmen,
die dem Leben einen Wert geben.*

Monique Bydlowski,
Je rêve un enfant [Ich träume ein Kind]

Don't worry. Life is easy.

AaRON, *Little Love*

1

*W*arum nur hatte ich seinem Drängen schon wieder nachgegeben? Auf irgendeine wundersame Weise gelang es Félix immer wieder, mich zu überlisten: Er fand ein Argument, irgendetwas, um mich doch zu überzeugen, und dann ging ich hin. Jedes Mal erlag ich seinen Einflüsterungen und dachte, ich würde vielleicht doch auf das gewisse Etwas treffen und weiche Knie bekommen. Dabei kannte ich Félix wie ein eigenes Kind, unsere Vorlieben waren einander diametral entgegengesetzt. Wenn er also an meiner Stelle dachte und entschied, lag er unweigerlich daneben. Ich hätte es wirklich wissen müssen, wir waren schließlich schon lange genug befreundet. Und trotzdem kam es dazu, dass ich zum sechsten Mal in Folge einen Samstagabend mit einem völligen Idioten verbrachte.

In der Woche zuvor hatte ich das Vergnügen mit einem Bio-Apostel und seiner gesunden Lebensweise gehabt. Als hätte Félix hinsichtlich der Laster seiner besten Freundin einen Gedächtnisschwund erlitten. Den ganzen Abend lang wurde ich über die Gefahren meines Tabak- und Alkoholkonsums sowie meiner schlechten Ernährung belehrt. Dieser Öko in Flipflops erklärte mir ganz selbstverständlich, mein Lebensstil sei katastrophal, über kurz oder lang würde

ich unfruchtbar, und wahrscheinlich suchte ich unbewusst sogar den Flirt mit dem Tod. Offenbar hatte ihm Félix keine genaueren Angaben zu diesem Date geliefert. Jedenfalls erklärte ich ihm mit meinem schönsten Lächeln, was den Tod und Selbstmordgelüste angehe, hätte ich in der Tat einige Erfahrung, und dann ging ich.

Der heutige Idiot war vom Stil her ganz anders: eher gut aussehend, mit beachtlichem Alkoholfassungsvermögen und keinerlei Belehrungsabsichten. Doch er, und das war leider kein vernachlässigbarer Makel, war anscheinend davon überzeugt, er würde mich ins Bett kriegen, indem er mir die Heldentaten erzählte, die er gemeinsam mit seiner geliebten GoPro durchgestanden hatte: »Ich bin diesen Sommer mit meiner GoPro einen eisigen Sturzbach hinuntergefahren ... Letzten Winter bin ich mit meiner GoPro auf einer Buckelpiste Ski gefahren ... Ich habe mit meiner GoPro geduscht ... Weißt du, neulich habe ich mit meiner GoPro die Metro ausprobiert« usw. Das ging so über eine Stunde, er sprach in jedem Satz von ihr. Ich fragte mich schon, ob er auch mit ihr zur Toilette ging.

»Ob ich mit meiner GoPro wohin gehe? Ich glaube, ich habe mich verhört«, unterbrach er sich plötzlich.

Hoppla ... Da hatte ich offenbar laut gedacht. Ich hatte es satt, die Böse zu sein, die sich nicht für das interessieren konnte, was man ihr erzählte, und die sich sowieso fragte, was sie da eigentlich zu suchen hatte. Ich beschloss, das Pflaster mit einem Ruck abzureißen.

»Hör zu, du bist sicher sehr nett, aber deine Liebesbeziehung mit deiner Stirnkamera ist so innig, dass ich

mich wirklich nicht zwischen euch drängen möchte. Auf das Dessert verzichte ich, und für den Kaffee habe ich alle nötigen Zutaten zu Hause.«

»Wo ist das Problem?«

Ich stand auf, er ebenfalls. Ich hob zum Abschied nur kurz die Hand und ging dann zur Kasse; so gemein war ich nun auch wieder nicht, dass ich ihn mit der Rechnung für dieses Fiasko sitzen lassen würde. Ich sah mich noch einmal um und konnte mir mein Lachen zum Glück verbeißen. Hätte ich mir bloß rechtzeitig eine GoPro zugelegt, um sein Gesicht festzuhalten ... Armer Kerl ...

Am nächsten Tag wurde ich vom Telefon geweckt. Wer wagte es, meine geheiligte Sonntagvormittagsruhe zu stören? Welche Frage!

»Hallo, Félix«, knurrte ich in den Hörer.

»*And the winner is?*«

»Halt die Klappe.«

Sein amüsiertes Glucksen ging mir auf den Geist.

»Ich erwarte dich in einer Stunde, du weißt schon wo«, brachte er etwas undeutlich hervor und legte auf.

Ich dehnte und streckte mich in meinem Bett wie eine Katze, dann erst sah ich auf den Wecker: 12.45 Uhr. Es hätte schlimmer kommen können. So wenig Probleme ich auch hatte, an Wochentagen früh aufzustehen, um mein Literaturcafé *Glückliche Menschen lesen und trinken Kaffee* zu öffnen, so großen Wert legte ich auf meinen Sonntagvormittagsschlaf, bei dem ich mich erholte und den Kopf freibekam. Schlafen war nach wie vor meine Zuflucht, früher vor meinem großen Kummer, jetzt vor meinen kleinen

Problemen. Ich stand auf, sah aus dem Fenster und stellte voller Freude fest, dass es ein schöner Tag werden würde, der Pariser Frühling war da.

Als ich ausgehbereit war, musste ich mich zurückhalten, um nicht die Schlüssel zu den *Glücklichen Menschen* mitzunehmen; heute war Sonntag, und ich hatte mir geschworen, den »Tag des Herrn« nicht mehr dort zu verbringen. Auf dem Weg zur Rue des Archives ließ ich mir Zeit. Ich flanierte, bummelte an den Schaufenstern vorbei und rauchte genüsslich die erste Zigarette des Tages; hin und wieder begegneten mir Kunden der *Glücklichen Menschen*, und wir winkten uns zu. Doch als ich zu unserer sonntäglichen Verabredung auf der Cafétterrasse erschien, bereitete Félix diesem friedlichen Charme ein jähes Ende.

»Wo zum Teufel warst du? Ich wäre fast von unserem Tisch vertrieben worden!«

»Guten Morgen, mein liebster Félix«, antwortete ich und gab ihm einen dicken Kuss auf die Wange.

Er kniff die Augen zusammen.

»Du bist zu nett zu mir, da ist was im Busch.«

»Aber gar nicht! Erzähl mir von deinem Abend. Wann hat er aufgehört?«

»Als ich dich anrief. Ich habe Hunger, lass uns bestellen!«

Er winkte dem Kellner, um unseren Brunch zu bestellen. Das war Félix' neuester Tick. Zu seiner eigenen Beruhigung hatte er sich eingeredet, nach seinen wild durchgefeierten Samstagnächten sei ein Brunch seiner Gesundheit zuträglicher als ein aufgewärmter Pizzarest. Seither bestand er darauf, dass ich zugegen war und ihn bewunderte, wenn

er Rühreier, Baguette und Würstchen verschlang und den Liter Orangensaft hinunterstürzte, der den After-Party-Durst löschen sollte.

Wie gewöhnlich stocherte ich nur ein wenig in seinen Resten herum; er verdarb mir den Appetit. Danach lehnten wir uns, die Sonnenbrille auf der Nase, in unseren Stühlen zurück und rauchten.

»Besuchst du sie morgen?«

»Wie immer«, erwiderte ich lächelnd.

»Gib ihnen einen Kuss von mir.«

»Mach ich. Gehst du gar nicht mehr hin?«

»Nein, ich habe nicht mehr das Bedürfnis.«

»Wenn man bedenkt, dass ich anfangs gar nicht hinwollte!«

Es war zu meinem Montagsritual geworden. *Die glücklichen Menschen* waren geschlossen, und ich besuchte Colin und Clara. Ob es regnete, stürmte oder schneite, ich ging zu dieser Verabredung. Ich erzählte ihnen so gern von meiner Woche, von den kleinen Abenteuern der *Glücklichen Menschen* ... Seit ich wieder ausging, erzählte ich Colin haarklein von all den abservierten Kandidaten; ich glaubte, ihn dann lachen zu hören, und lachte mit ihm, als wären wir Verschwörer. Mit Clara vertraulich zu sprechen war sehr viel schwerer. Meine Tochter, die Erinnerung an sie, stürzte mich in einen Abgrund des Schmerzes. Ich tastete zerstreut nach meinem Hals: Bei einem dieser vertraulichen Gespräche mit Colin hatte ich meinen Ehe-ring, den ich als Anhänger an einer Halskette trug, abgenommen. Endgültig.

Seit einigen Monaten trug ich nichts mehr um den Hals. Ich hatte Colin erklärt, ich sei nach reiflicher Überlegung bereit, in die von Félix vorgeschlagenen Treffen mit anderen Männern einzuwilligen.

»Mein Liebster, du bist bei mir ... Du wirst immer bei mir sein ... Aber du bist fortgegangen ... Du bist fern von mir und wirst nie zurückkehren, ich habe es akzeptiert ... Weißt du, ich möchte es gern versuchen ...«

Ich seufzte, versuchte meine Tränen hinunterzuschlucken und nahm den Ehering zwischen die Fingerspitzen.

»Er beginnt, schwer zu werden ... Ich weiß, du bist mir nicht böse ... Ich glaube, ich bin jetzt bereit ... Ich werde ihn abnehmen ... Ich spüre, dass ich von deinem Verlust geheilt bin ... Ich werde dich immer lieben, daran wird sich nichts ändern, aber von nun an ist es anders ... Ich kann ohne dich leben ...«

Ich küsste das Grab und öffnete den Verschluss der Kette. Meine Augen liefen über. Ich schloss meine Hand mit aller Kraft um den Ehering. Dann stand ich auf.

»Bis nächste Woche, meine Geliebten. Meine liebe Clara ... Maman ... Maman hat dich lieb.«

Und dann war ich gegangen, ohne mich noch einmal umzudrehen.

Félix unterbrach meine Gedankengänge mit einem kräftigen Klaps auf meinen Oberschenkel.

»Wir gehen spazieren, es ist so schönes Wetter.«

»Nur zu, ich folge dir.«

Wir schlenderten über die Seine-Kais. Wie jeden Sonntag bestand Félix auch heute darauf, den Fluss

zu überqueren und einen Abstecher in die Kathedrale Notre-Dame zu machen, um dort eine Kerze anzuzünden. »Ich muss doch etwas tun bei all meinen Sünden«, rechtfertigte er sich immer. Doch er konnte mich nicht täuschen: Diese Kerze war seine Art, die Verbindung zu Clara und Colin aufrechtzuerhalten. Während er in der Kirche bei ihnen war, wartete ich draußen und beobachtete die Touristen, die von den Tauben attackiert wurden. Ich konnte noch in aller Ruhe eine rauchen, bevor ich dem Tod der fabelhaften Mutter der fabelhaften Amélie beiwohnte, oscarreif verkörpert von Félix – vor allem der Schrei! Dann packte mich der weltbeste Schauspieler bei den Schultern, verbeugte sich vor dem imaginären tobenden Publikum, und wir machten uns gemächlich auf den Rückweg in unser geliebtes Marais zu unserer Sonntagabend-Sushibar.

Félix trank Sake. »Gift muss man mit Gegengift bekämpfen«, sagte er. Ich begnügte mich mit einem Tsingtao. Zwischen zwei Makis ging er zum Angriff über und verlangte einen Bericht. Der würde kurz ausfallen!

»Also, was hast du an dem von gestern auszusetzen?«

»Seine Stirnkamera!«

»Hey! So was ist doch geil!«

Ich verpasste ihm eine kräftige Kopfnuss.

»Wann wirst du endlich kapiieren, dass wir nicht die gleiche Sexualität haben?«

»Was meinst du mit deiner?«, fragte er.

»Wollen wir nach Hause? Die werden das Fernsehprogramm nicht unseretwegen umstellen.«

Wie immer brachte mich Félix bis zur Tür des Gebäudes, in dem die *Glücklichen Menschen* untergebracht waren. Und wie immer zermalmte er mich in einer festen Umarmung.

»Ich möchte dich um etwas bitten«, sagte ich, noch in seinen Armen.

»Was?«

»Bitte hör auf, einen auf Parship zu machen, ich ertrage diese fürchterlichen Abende nicht mehr. Das ist so entmutigend.«

Er schob mich von sich weg.

»Nein. Ich höre nicht auf. Ich möchte, dass du einen netten, anständigen Kerl kennenlernst, mit dem du glücklich wirst.«

»Und stellst mir nur Hampelmänner vor, Félix. Bitte lass mich das selbst regeln.«

Er bohrte seinen Blick in meine Augen.

»Denkst du immer noch an deinen Iren?«

»Ach, hör doch auf mit dem Blödsinn! Ich bin schon seit einem Jahr aus Irland zurück. Habe ich Edward je wieder erwähnt? Nein! Er hat damit gar nichts zu tun. Das ist Vergangenheit. Aber ich kann nichts dafür, dass du nur Idioten antanzen lässt!«

»Schon gut, schon gut. Ich lass dich eine Zeit lang in Ruhe, aber sei ein bisschen offener für die Männer, denen du begegnest. Du weißt genauso gut wie ich, dass Colin sich freuen würde, wenn du einen Mann in deinem Leben hättest.«

»Ja, ich weiß. Das fände ich ja auch schön ... Gute Nacht, Félix. Bis morgen! Morgen ist der große Tag!«

»Yes!«

Ich pflanzte ihm einen genauso dicken Kuss auf die Wange wie einige Stunden zuvor und ging ins Haus. Obwohl Félix mich immer wieder dazu drängte, wollte ich nicht umziehen. Ich lebte gern in meiner kleinen Wohnung über den *Glücklichen Menschen*. Ich war mitten im Geschehen, das gefiel mir. Und vor allem war ich in dieser Wohnung ganz allein und ohne fremde Hilfe wieder auf die Beine gekommen. Ich nahm lieber die Treppe als den Aufzug und stieg bis in den fünften Stock hinauf. In meiner Wohnung angekommen, lehnte ich mich mit einem zufriedenen Seufzer an die Tür. Anders als unser letztes Gespräch vermuten ließ, hatte ich einen herrlichen Tag mit Félix verbracht.

Und anders als er dachte, sah ich mir den Sonntagabendfilm nie an. Ich legte Musik auf – heute Abend Ásgeirs *King and Cross* – und begann mit dem, was ich meinen Wellness-Abend nannte. Ich hatte beschlossen, auf mich zu achten, und welcher Moment war besser geeignet als der Sonntagabend, um sich mit einer Maske, einem Peeling und diesem ganzen Mädelskram zu verwöhnen?

Anderthalb Stunden später kam ich endlich wieder aus dem Badezimmer, duftend und mit samtiger Haut. Ich machte mir den letzten Kaffee des Tages und fläzte mich aufs Sofa. Genüsslich steckte ich mir eine Zigarette an und ließ meine Gedanken schweifen. Félix hatte nie erfahren, aus welchem Grund ich Edward in die tiefsten Tiefen meines Gedächtnisses verbannt hatte, um nie wieder an ihn zu denken.

Nach meiner Rückkehr aus Irland hatte ich mit niemandem Kontakt gehalten: weder mit Abby und Jack noch mit Judith und schon gar nicht mit Edward. Natürlich hatte vor allem er mir gefehlt. Die Erinnerungen an ihn überfielen mich in Wellen, manchmal machten sie mich glücklich, manchmal unglücklich. Doch je mehr Zeit verging, desto sicherer war ich, dass ich sie nicht mehr fragen würde, wie es ihnen ging, sie nicht und ihn schon gar nicht. Es wäre nach so langer Zeit auch seltsam gewesen; jetzt war es schon über ein Jahr her ... Und dennoch ...

Etwa ein halbes Jahr zuvor hatte ich mich an einem verregneten Wintersonntag in meine Wohnung eingegelt und den Schrank aufgeräumt. Dabei war ich auf die Schachtel mit den Fotos gestoßen, die er auf den Aran-Inseln von uns beiden gemacht hatte. Ich öffnete sie, und beim Anblick seines Gesichts war es um mich geschehen. Wie in einem Wahnanfall stürzte ich mich aufs Telefon, suchte seine Nummer in der Kontaktliste und drückte auf die Anruftaste. Ich wollte, nein, ich musste wissen, wie es ihm ging. Bei jedem Klingeln war ich kurz davor aufzulegen, hin- und hergerissen zwischen der Angst, seine Stimme zu hören, und dem tiefen Wunsch, wieder mit ihm in Kontakt zu treten. Und dann schaltete sich der Anrufbeantworter ein: nur sein Vorname, den er mit seiner heiseren Stimme sagte, und dann der Piepton. Ich stotterte herum: »Äh ... Edward ... Ich bin's ... Diane. Ich wollte ... Ich wollte nur wissen ... äh ... wie es dir geht ... Ruf mich zurück ... Bitte.« Kaum hatte ich aufgelegt, dachte ich, ich hätte eine Dummheit gemacht. Nervös ging ich auf und

ab und nagte dabei an meinen Nägeln. Der verzweifelte Wunsch, von ihm zu hören, zu erfahren, ob er mich vergessen hatte oder nicht, fesselte mich den ganzen Abend an mein Telefon. Ich war so besessen, dass ich nach 22 Uhr einen weiteren Versuch startete. Er nahm nicht ab. Als ich am nächsten Morgen aufwachte, stand mir meine Lächerlichkeit deutlich vor Augen, und ich verfluchte mich und meine Dummheit. Dieser Anfall von Verrücktheit hatte mir zumindest klargemacht, dass es keinen Edward mehr gab, dass er nur eine kurze Episode in meinem Leben gewesen war. Er hatte mich auf den Weg gebracht und es mir ermöglicht, mich von dem Gefühl zu befreien, ich müsse Colin treu bleiben. Inzwischen fühlte ich mich auch von ihm befreit. Ich war bereit, mich für andere zu öffnen.

*A*ls ich an diesem Montagmorgen die Augen aufschlug, genoss ich die Bedeutung dieses besonderen Tages. Wenn ich an diesem Abend wieder zu Bett gehen würde, wäre ich Alleineigentümerin des Cafés *Glückliche Menschen lesen und trinken Kaffee*.

Nach meiner Rückkehr aus Irland hatte es mehrere Wochen gedauert, bis ich mich dazu durchringen konnte, mich bei meinen Eltern zu melden. Ich hatte absolut keine Lust, mit ihnen zu zanken oder mir ihre Bemerkungen über meine Lebenssituation anzuhören. Als ich sie endlich anrief, luden sie mich zum Abendessen ein, und ich sagte zu. Doch als ich in ihre Wohnung kam, fühlte ich mich so unwohl wie jedes Mal, wenn ich sie betrat. Es gelang uns nicht, normal miteinander zu reden. Mein Vater war sehr schweigsam, und meine Mutter und ich eierten herum und fanden kein rechtes Gesprächsthema. Als wir zu Tisch gingen, brachte mein Vater es endlich über sich, das Wort an mich zu richten:

»Wie gehen die Geschäfte?«, fragte er mich höhnisch.

Sein Ton und der ausweichende Blick brachten mich sofort in die Defensive.

»Ich bringe die Dinge wieder ins Lot, ganz langsam. Ich

hoffe, dass wir in zwei Monaten wieder schwarze Zahlen schreiben. Ich habe einige Ideen für die Zukunft.«

»Ach, erzähl doch keinen Quatsch, du verstehst nichts von diesen Dingen. Das sagen wir dir schon seit Colins Tod, er war es, der den Laden am Laufen hielt, zusätzlich zu seiner eigenen Arbeit.«

»Aber ich lerne dazu, Papa! Ich will es schaffen, und ich werde es schaffen!«

»Dazu bist du nicht imstande, und genau deshalb werde ich die Dinge in die Hand nehmen.«

»Darf ich erfahren, wie?«

»Da ich sehr bezweifle, dass du noch einen Mann findest, der alles für dich übernimmt, werde ich einen kompetenten und seriösen Geschäftsführer einstellen. Wenn du weiterhin Kellnerin spielen möchtest, darfst du das gern tun, dann bist du wenigstens beschäftigt.«

»Papa, ich glaube, ich habe da etwas nicht richtig verstanden ...«

»Ich sehe es dir an der Nasenspitze an, dass du sehr wohl verstanden hast, jetzt ist Schluss mit den Kindereien!«

»Dazu hast du kein Recht!«

Ich sprang auf, mein Stuhl kippte um.

»Die *Glücklichen Menschen* gehören mir!«

»Nein, sie gehören uns!«

In mir tobte es, doch im Grunde wusste ich, dass mein Vater recht hatte. Sie waren die eigentlichen Eigentümer der *Glücklichen Menschen*: Damit ich beschäftigt war, hatten sie, von Colin darin bestärkt und ermutigt, das Scheckheft gezückt.

»Wenn es dir Spaß macht, darfst du uns gern eine Szene machen«, fuhr er fort. »Ich gebe dir drei Monate.«

Türensclagend verließ ich die Wohnung. Und in jenem Augenblick begriff ich, dass ich mich verändert hatte, dass ich härter geworden war. Früher wäre ich niedergeschlagen gewesen und in eine weitere Depression verfallen. Diesmal war ich entschlossen und hatte einen Plan. Und, was sie damals nicht wissen konnten, ich hatte mich bereits an die Arbeit gemacht.

Ich hatte die Dinge unter anderem damit wieder ins Lot gebracht, dass ich im Café kostenloses WLAN anbot. Dadurch hatte ich viele Studenten als Kunden gewonnen – manche arbeiteten ganze Nachmittage hinten im Café. Außerdem hatte ich für Kaffee und Bier einen reduzierten Studenten-Tarif eingeführt und mir so ihre Treue gesichert. Die meisten waren schließlich dazu übergegangen, alle ihre Bücher bei mir zu kaufen, weil sie wussten, dass ich notfalls Himmel und Hölle in Bewegung setzte, um die Biografie aufzutreiben, die ihre Hausarbeit retten würde. Auch die regelmäßigen Öffnungszeiten der *Glücklichen Menschen* zeigten Wirkung, ich öffnete jeden Tag zu einer festen Uhrzeit, ganz anders als zu den Zeiten, als Félix alles allein organisiert hatte. Dadurch hatte ich Vertrauen geschaffen. Niemand stand mehr vor verschlossener Tür.

Es gab ganz einfach drei Spitzenzeiten: den schnellen Kaffee am Morgen vor der Arbeit, die Mittagspause – in der die Literaturliebhaber das Essen vergaßen und stattdessen einen neuen Roman aufstöberten – und den

Apéro am Abend nach dem Job, das war dann ein kleines Glas Wein am Tresen und hin und wieder der Kauf eines Taschenbuchs, um sich den einsamen Abend zu vertreiben. Und danach ließ ich Félix oft freie Hand, um seine Themenabende zu veranstalten, denn darin war er unübertrefflich. Er fand immer einen verrückten, überaus kultivierten Gast, der über ein – immer anzüglich-teuflisches – Thema debattierte, was den Alkohol in Strömen fließen ließ. Und jedes Mal zur Folge hatte, dass die Veranstaltungsbesucher zwar ohne allzu genaue Erinnerung an das Vortragsthema, jedoch mit mehreren Büchern unter dem Arm nach Hause gingen. Und Félix' Trinkgeld bestand in der Aussicht auf eine weitere heiße Nacht. Ich war bei diesen Abenden nie anwesend, das war sein Ressort; der Moment, in dem ich ihm seinen Spaß ließ und beide Augen zudrückte, was seine Underground-Kundschaft anging.

Die *Glücklichen Menschen* sollten ein geselliger, herzlicher Ort sein, der allen Menschen und allen Literaturen offenstand, so hatte ich es mir gewünscht. Meine Vorstellung von Beratung bestand darin, sie zu ermutigen, sich zu amüsieren und ohne jede Scham die Geschichten zu lesen, auf die sie Lust hatten. Es war doch gleich, ob sie einen Literaturpreisträger oder einen Bestsellerautor lesen wollten, Hauptsache, sie lasen und hatten dabei nicht das Gefühl, sie würden nach der Auswahl ihrer Lektüre beurteilt. Für mich war Lesen immer ein Vergnügen gewesen, ich wollte, dass meine Gäste dies spürten und, soweit sie selbst keine Neigung dazu hatten, es einfach einmal wagten und vielleicht für sich entdeckten. Auf meinen Regalen waren alle Sorten Literatur vertreten, Krimis,

allgemeine Belletristik, Liebesromane, Lyrik, *young adult*, Dokumentarisches, Bestseller und eher weniger populäre Titel. Das war mein großer Basar, auf dem wir uns trafen: Félix, ich und unsere Stammkunden. Ich liebte diese Art Schatzsuche nach DEM Buch. Und neue Kunden wurden nach und nach von uns oder den älteren Kunden in die Leselust eingeführt.

Inzwischen waren die *Glücklichen Menschen* das Fundament meines inneren Gleichgewichts. Sie hatten mir geholfen, wieder aus meinem schwarzen Loch zu kommen, mich wieder in Paris einzuleben, festzustellen, wie gut mir die Arbeit tat, und – wenn schon nicht meinen Eltern – so doch mir selbst zu beweisen, dass ich etwas konnte. Dank der *Glücklichen Menschen* war ich wieder fähig, soziale Bindungen einzugehen, ich war eine Frau, die arbeitete und zu sich stand. Ich hatte verlieren müssen, was mir das Liebste war, um zu begreifen, wie sehr ich diesem Ort, diesen vier Wänden verbunden war. Seit einem Jahr hatte ich keinen Tag Urlaub genommen, ich konnte ihn nicht verlassen, und ich würde nie wieder erlauben, dass Félix sich allein um ihn kümmerte.

Die einzige Panne beim Ausbau unserer Geschäftstätigkeit war nicht auf mangelnde Kundschaft zurückzuführen gewesen, sondern auf mich. Ich hatte die Idee gehabt, mittwochs Lesenachmittage für Kinder zu veranstalten. Félix hatte mich in dem Vorhaben bestärkt, er wusste, wie sehr ich Kinderbücher liebte. Wir hatten dafür geworben, Zettel in den Schulen des Viertels, in Freizeiteinrich-

tungen usw. verteilt. Ich hatte meinen Sirupvorrat aufgestockt und vor allem Kinderbücher beschafft. Dann kam der große Tag. Als ich die ersten Mütter, ihre Sprösslinge an der Hand, auf Zehenspitzen nahen sah, ließ mich das Glöckchen zum ersten Mal seit Wochen wieder zusammenzucken. Ich flüchtete mich hinter die Bar. Von dort aus bedeutete ich ihnen, sich nach hinten ins Café zu begeben. Ich bat Félix, ein Auge auf das Ganze zu haben, während ich draußen eine rauchte. Doch da ich einfach nicht mehr wiederzukommen schien, kam er schließlich heraus und sagte, eigentlich fehle nur noch ich. Ich war als Moderatorin dieses Vorlesenachmittags vorgesehen. Schwankend ging ich zu dem Grüppchen zurück. Als ich anfang, *Blauer Hund* vorzulesen, erkannte ich meine eigene Stimme nicht mehr.

Und als ein etwa dreijähriger kleiner Junge auf mich zukam, begriff ich, dass ich einen schweren Fehler gemacht hatte. Ich sah ihn an, wich zurück und begann zu zittern. In diesem Augenblick wünschte ich mir so sehr, es wäre Clara, die auf mich zukäme und auf meinen Schoß kletterte, um mit mir ins Buch zu schauen. Dann hätte ich meine Nase in ihr Haar gedrückt. Ich ließ das Buch fallen und rief Félix zu Hilfe. Sekunden später war er da, er hatte mich die ganze Zeit im Auge behalten. Er übernahm alles, spielte den Clown, und ich verbarrikadierte mich oben in meiner Wohnung. Den Rest des Tages und die folgende Nacht verbrachte ich im Bett, ich schrie und weinte ins Kopfkissen und rief nach Clara.

Tags darauf wurden die Kinderbücher an die Verlage zurückgeschickt. Dieser Zwischenfall hatte mir eins klar-

gemacht: Ich würde den Verlust meiner kleinen Tochter nie verwinden. Von Colins Tod konnte ich genesen, von ihrem nicht. Kein Kind würde mehr, von nah oder fern, in mein Leben oder in die *Glücklichen Menschen* kommen, so viel war sicher.

Trotz dieses Zwischenfalls drängte sich eine Entscheidung auf. Ich hatte einen Termin bei der Bank gemacht, um mir einen genauen Überblick über Colins Lebensversicherung zu verschaffen. Er hatte gut vorgesorgt, damit es mir an nichts fehlte. Ich wollte sein Geld nicht länger hier und da ausgeben, es sollte für etwas Wichtiges verwendet werden, über das er sich gefreut hätte. Ich brauchte ein Projekt, das der Größe meines Mannes entsprach, und es war auch schon da: Ich würde meinen Eltern die *Glücklichen Menschen* abkaufen.

Und nun war der große Tag gekommen: der Abschluss des monatelangen Kampfs mit meinen Eltern. Das große Ereignis hinderte mich jedoch nicht daran, Colin und Clara zu besuchen. Lächelnd und mit erhobenem Kopf ging ich über die Wege des Friedhofs. Nachdem ich meinen Strauß weißer Rosen abgelegt hatte, drehte und wandte ich mich bei dem Versuch, mich unfallfrei hinzuknien, ohne dabei allzu lächerlich auszusehen; ich trug ein – etwas zu strenges – kleines Schwarzes und hohe Absätze, was ich schon ewig nicht mehr getan hatte. Meine Eltern hatten mich dem Notar sicher als unverantwortliche und depressive junge Frau beschrieben, und ich wollte ihnen das Gegenteil beweisen.

»Mein Liebster, heute ist der große Tag. Heute Abend werden wir Eigentümer sein. Ich hoffe, du bist stolz auf mich, denn ich tue es für euch beide. Und da ich keine halben Sachen mache, werde ich nach der Unterzeichnung mit Félix feiern! Als ich es ihm sagte, dachte ich, er würde vor Freude weinen. Das Leben geht wieder seinen Gang ... Seltsam ... Ich darf nicht lange bleiben, ich werde beim Notar erwartet. Ich liebe euch, meine Liebsten. Clara ... Maman ... ist für dich da.«

Ich küsste die Grabplatte und verließ den Friedhof.

Der Kaufvertrag wurde vom Notar in einer sehr stillen Atmosphäre verlesen. Dann kam das Eigentliche: die Unterschrift. Ich zitterte so sehr, dass ich zweimal ansetzen musste. Meine Gefühle überwältigten mich, ich dachte nur noch an Colin und an die, zu der ich geworden war. Als ich zu meinem Stuhl zurückging, traten mir Tränen in die Augen. Ich begegnete dem leeren Blick meiner Mutter. Dann hielt mir der Notar ein Blatt hin, das mich als Eigentümerin legitimierte. Eine Eigentumsurkunde, auf der schwarz auf weiß stand, dass ich eine kinderlose Witwe war. Der Notar ersuchte uns höflich, sein Büro zu verlassen. Draußen auf dem Bürgersteig wandte ich mich meinen Eltern zu und wartete auf etwas, auch wenn ich nicht wusste worauf.

»Wir hätten nicht gedacht, dass du es durchziehen würdest«, sagte mein Vater. »Mach ausnahmsweise nicht alles kaputt.«

»Das ist nicht meine Absicht.«

Ich sah meine Mutter an. Sie trat auf mich zu und umarmte mich herzlicher als sonst.

»Ich war dir nie die Mutter, die du brauchtest«, sagte sie mir leise ins Ohr.

»Das macht mich traurig.«

»Und mir tut es sehr leid.«

Wir sahen uns in die Augen. Am liebsten hätte ich gefragt: »Warum?« Doch ich sah an ihrem Gesichtsausdruck, dass sie weder Fragen noch Vorwürfe aushalten würde. Der Panzer meiner Mutter bekam Risse, als wäre sie endlich imstande, Reue zu empfinden. Aber war es nicht schon zu spät? Mein Vater nahm sie am Arm und sagte, es sei jetzt Zeit. Als Aufmunterung bekam ich noch ein »Bis bald« mit auf den Weg. Sie folgten der Straße in der einen Richtung, ich wandte mich in die andere Richtung. Ich setzte meine Sonnenbrille auf und machte mich auf den Weg zu *meinen* (endlich!) *Glücklichen Menschen*. Ich ging den Boulevard de Sébastopol hinunter und dann über die Rue de Rivoli. Ich nahm nicht die Abkürzung durch die kleineren Straßen, es zog mich auf die großen Boulevards, ich wollte am Rathaus vorbeigehen und mich vor den Schaufenstern des Kaufhauses BHV Marais anrempeln lassen. Als ich endlich links in die Rue Vieille-du-Temple einbog, hatte ich nur noch hundert Meter vor mir, bis ich zu Hause war. Als die Türglocke anschlug, dachte ich, Félix hätte auf meinem Weg Wachen aufgestellt, denn in dem Moment, in dem ich über die Schwelle trat, ließ er den Korken knallen, dass der Champagner auf den Tresen spritzte. Er machte sich gar nicht die Mühe, mir ein Glas hinzuhalten, er hielt mir gleich die ganze Flasche hin.

»Du bist eine absolute Powerfrau!«



Agnès Martin-Lugand

Abschiedsküsse zählt man nicht

Roman

ERSTMALS IM TASCHENBUCH

Taschenbuch, Broschur, 288 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-7341-0526-5

Blanvalet

Erscheinungstermin: Januar 2018

Glück findest du nicht, indem du es suchst, sondern indem du zulässt, dass es dich findet.

Seit ihrer Rückkehr aus Irland und der turbulenten Begegnung mit Edward ist Diane fest entschlossen, ihr Leben in Paris wieder aufzunehmen. Mithilfe ihres Freundes Felix stürzt sie sich zurück in die Arbeit in ihrem gemeinsamen literarischen Café Glückliche Menschen lesen und trinken Kaffee, und Diane scheint es tatsächlich zu gelingen, ihren inneren Frieden zu finden. Doch dann wird sie erneut von den Ereignissen der Vergangenheit eingeholt, und alles, was sie sich während ihrer Zeit in Irland so hart erkämpft hat, droht mit einem Mal wieder einzustürzen. Wird es Diane endlich schaffen, die Vergangenheit hinter sich zu lassen und nach vorne zu sehen? Und welche Rolle spielt Edward dabei?

 [Der Titel im Katalog](#)